

Nr. 138. Bromberg, den 18. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Kammer hielt sie's nicht aus.

„Frau Gstattler, kann i Ihnen was helfen?"

Wanns a weng die Gäste bedienen wollen?"

„Gern will i!"

Und wie das Sepherl jetzt die vollen Maßkrüge zu den Tischen trug, was sie ja von der Alp und den Fremden gewöhnt gewesen, wenns dort auch meist Weingläser waren, da wurden bei der Fülle der Arbeit und der Hitze in dem Raum ihre Wangen rot, und bildhübsch sah sie aus mit ihren schwarzen Zöpfen, die neben den Bubiköpfen der Madeln so fremd ausschauten, und den von Arbeit blanken Augen.

„Bist aber a saubres Madel! Wirst jetzt immer hier in der Kantine sein?"

Es war ein großer, hübscher, krausköpfiger Bua, der die Josepha anredete.

„Dös net, i bin von Montag ab in der Brauerei."

Sie wußte, daß sie jetzt, als Bedienerin, Antwort geben mußte.

„Da feit sie nix, in der Brauerei bin i a!"

Als sie an die Schenke kam, lachte die Wirtin.

„Weißt, wer dös ist, der di angeredt hat? Der Sohn vom Bräumeister. Wanns klug bist, stellst du di gut mit dem Bua!"

Sie rückten die Tische zusammen, daß in der Mitte Platz wurde, dann ging es zum Tanz.

A Schuhplattler, Wastl!"

Der Lockige sprang auf.

„Kannst anen?"

Er stand neben der Sepherl und sah ihr ins Auge.

„Na — i kann gar net tanzen!"

Sie hatte Angst vor den Augen des jungen Menschen und floh in ihre Kammer hinauf und riegelte sich ein. — — —

Montag früh um sechs Uhr stand sie mit zwanzig anderen Frauen und Mädchen im Hof und wusch Fässer. Leicht war's nicht, sauber auch nicht, wenn ihr auch die Frau Gstattler eine Lederschürze geborgt hatte.

Eklig roch das alte, saure Bier in den Fässern, ungeschickt war sie und goß sich die schmutzige Brühe über die Füße. Todmüde war sie schon in der Mittagspause und hatte kaum Kraft, das Essen zu verzehren, das ihr die Frau hinaus auf den Hof brachte, wo unter einer Glasveranda die Frauen aßen, meist, was sie sich mitbrachten, solange es noch nicht zu kalt war.

Ein paarmal sah sie den Wastl, wie ihn gestern die andern genannt hatten, vorübergehen, aber — der warf den Waschmadeln gar keinen Blick zu, und das war ihr nur lieb.

Einmal kam auch der Buchhalter und rief die Neuen auf.

„Josepha Collina, Sie haben Donnerstag nachmittag Ausgang."

Also vier Tage, dann konnte sie nach dem Xaver fragen!

Am Abend, als Feierabend war, hatte sie wunde Knochen und sank gleich auf ihr Bett. Aß nicht einmal, aber — rechnete auch:

„Acht Stunden, jede vierzig Pfennig? Machte drei Mark zwanzig am Tag, fast zwanzig Mark in der Woche! Das war Geld, und die Arbeit, die gewöhnte sich schon."

Sie war ganz zufrieden, als sie gleich darauf einschlief.

— — — — —

Am Dienstag war die Arbeit schon leichter, am Mittwoch noch mehr. Jetzt fing das Sepherl schon an, sich umzusehen, und einmal war's ihr sogar, als hätte ihr der Bräumeister selbst einen freundlichen Blick zugeworfen, dann aber erschrak sie, daß ihre Knie zitterten.

Ein Polizist war auf den Hof gekommen und sprach mit dem Bräumeister, dann rief dieser laut:

„Josepha Collina!"

Zitternd kam sie heran.

„Sie sind trotz erfolgter Vorladung nicht vor Gericht zur Zeugenvernehmung erschienen. Ich habe den Auftrag, Sie zwangsweise vorzuführen.

Es wurde ihr blau und rot vor den Augen — sie glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen. Alle Frauen schauten auf — eben kam der Wastl und blieb stehen, der Polizist aber legte die Hand auf ihren Arm.

7.

Mit blutroten Wangen, die Augen starr auf den Boden gerichtet, schritt Josepha neben dem Polizisten über den Brauereihof. Zum Glück war auf der Straße gerade an diesem Morgen ein sehr lebhaftes Gedränge, weil irgend eine politische Demonstration die Menschen herauslockte. So kam es, daß sich niemand um Josepha und den Schupo an ihrer Seite kümmerte. Dann standen sie auf dem sonst leeren Vorderperron der Elektrischen.

Auch als sie an dem großen Gefängnisgebäude vorübergingen, vor dem das junge Mädchen an jenem Sonntag, voller Mitleid mit Xaver, gestanden, war sie noch wie im Traum, wußte ja eigentlich gar nicht, was mit ihr vorging.

— — — — — —

„Herr Landgerichtsrat, ich liefere die Josepha Collina zum Verhör ein."

Ein unfreundlicher Blick aus den bebrillten scharfen Augen des Richters traf sie.

„Treten Sie vor. Sie sind Josepha Collina?"

„Ja."

„Haben Sie Papiere bei sich?"

„I hob mein Paß im Koffer."

„Wann geboren?"

„Zehnten August 1910."

„Wo?"

„In Pontresina."

„Sagen Sie, was fällt Ihnen eigentlich ein, obgleich Sie ordnungsgemäß vorgeladen sind, nicht zum Termin zu kommen?"

Sie schrak vor seinem schnauzenden Ton zusammen.

„I dachte — i hab gerade heut eine neue Stellung angetreten, und da hab i's vergessen."

„Einen Termin vergessen? — Lassen das Gericht warten? — Ich werde Ihnen einen Tag Haft als Ordnungsstrafe aufbrummen!"

Josepha schluckte krampfhaft an den aufsteigenden Tränen.

„I hab doch net denkt — daß es halt gar so eilig!"

„Nicht eilig, wenn Sie vor Gericht als Zeugin vernommen werden sollen?"

„I denk, i soll nur a Antwort haben wegen meinem Brief, wo i gebeten hab, den Xaver Kernbacher sprechen zu dürfen."

„Der Brief ist vollständig gleichgültig. Sie sollen in der Mord- und Raubsache Xaver Kernbacher als Zeugin vernommen werden."

Vor Schreck war Josepha blaß geworden.

„Aber der Xaver hat doch kein Mord net begangen."

Der Richter las vor:

„Xaver Kernbacher hat in der Nacht zum fünften August dieses Jahres den Grenzjäger Thomas Infanger, der ihn bei der Wilderei ertappte, erschossen, die Leiche beraubt und dann in einen Abgrund geworfen."

„Dös ist net wahr, dös ist ganz bestimmt net wahr!"

Josepha schrie auf und und der Richter lächelte.

„Also gut, dann erzählen Sie uns, wie es gewesen ist, wenn Sie dabei waren. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie später vereidigt werden, und daß auf Meineid zwei Jahre Zuchthaus stehen."

Ganz plötzlich war über das Mädchen ein heiliger Zorn gekommen.

„Und wenn zwanzig Jahre Zuchthaus drauf stehen, der Xaver ist weder a Räuber noch a Mörder!"

„Woher wissen Sie denn das so genau?"

„Weil i den Xaver kenne."

Der Richter wechselte den Ton und sagte fast väterlich eindringlich:

„Jetzt seien Sie vernünftig. Machen Sie sich selbst nicht auch unglücklich. Sie sind ja bisher ein unbestraftes Mädchen gewesen. Sehen Sie, der Infanger ist tot. Daß er den Kernbacher beim Wildern überrascht hat, gibt dieser selbst zu, gibt auch zu, daß er geschossen hat. Es braucht ja gar kein Mord zu sein, es war eine Tat in der Erregung, aber so kommen wir nicht weiter. Wenn der Kernbacher bei seinem Leugnen bleibt, ja, dann wird er eben wahrscheinlich auf die Indizien hin als Mörder verurteilt. Wie die Strafe ausfällt, das hängt vom Gericht ab. Vielleicht zum Tode, vielleicht wird er zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, jedenfalls ist er für sein ganzes Leben verloren. Das Märchen, daß er den Infanger gar nicht gesehen haben will, daß der Grenzjäger plötzlich verschwunden ist, ohne daß er ihn in den Abgrund warf, das glaubt ihm keiner. Wenn er aber jetzt zugibt: Ja, ich habe aus Angst, selbst erschossen zu werden, in der Erregung mein Gewehr abgedrückt, ja, ich habe, ebenso aus Angst, den Leichnam in eine Gletscherspalte geworfen, ja, ich habe das Geld an mich genommen und bereue von ganzem Herzen meine Tat, dann könnte das Urteil vielleicht milder ausfallen."

Jetzt erst verstand Josepha, was der Richter mit dem Raube gemeint hatte.

„Was denn für Geld?"

„Das Taschenbuch des Infanger ist gefunden worden, und mehrere tausend Franken, die derselbe abliefern sollte, fehlten."

Ihre Augen standen voll Tränen.

„Und dös Geld soll der Xaver gestohlen haben? Der Xaver, der net einen Pfennig angerührt hätt, der ihm net gehört?"

„Sagen Sie einmal, Sie sind doch in den Bergen zu Hause. Was verdient denn so ein Bergführer?"

„Ein paar tausend Franken kommen schon im Sommer zusammen."

„Na hören Sie mal!"

„Über fünfzigmal ist der Xaver aufgstiegen, will ja jeder von ihm geführt sein, und wenn er einen auf den Piz Roseg führt oder auf den Palü, kostet's eh hundert Frank, und die Trinkgelder san meist a net schlecht, da können schon an die Fünftausend zusammen kommen."

„Nun erzählen Sie mir einmal alles genau, was Sie wissen."

Zwei volle Stunden dauerte das Verhör, und zum Schluß wurde auch ihr das Protokoll vorgelesen.

„Wir wollen ihre Vereidigung bis zur Gerichtsverhandlung aussetzen. Sie sind die Verlobte Xaver Kernbachers?"

„Ja, dös bin i."

„Sie haben den Wunsch geäußert, Ihren Verlobten zu sehen?"

„I möcht herzlich bitten."

Seitdem der Richter in freundlicherem Tone gesprochen, war sie zuversichtlicher geworden.

„Ich bewillige Ihnen eine Unterredung von zehn Minuten. Wenn Sie vernünftig sind und sein Bestes wollen, bringen Sie ihn zu einem Geständnis. Setzen Sie sich wieder, und warten Sie, bis der Gerichtsdiener kommt."

Der Richter wandte sich an den protokollführenden Assessor. „Hat gar keinen Zweck, sie jetzt zu vereidigen. So ein dummes Mädel schwört glatt einen Meineid. Fünftausend Frank soll ein Bergführer verdienen! Lächerlich! Ich glaube, lieber Kollege, dann würden wir beide auch Bergführer."

Er aß währenddessen sein belegtes Brötchen, und Josepha stand auf. Ihr Herz war zerrissen. Sie begriff nicht, was um sie vorging. Da stand dieser Mann, der eben von einem Todesurteil oder langer Zuchthausstrafe gesprochen hatten der ein Menschenleben mit seinen Worten vernichtete, und frühstückte mit gleichgültigem Gesicht.

Was wußte sie davon, daß es der Beruf dieses Mannes war, jeden Tag während langer Dienststunden ein solches Zeugenverhör nach dem andern abzuhalten! Daß er gar nicht an den einzelnen dachte oder denken konnte, sondern nur an die Paragraphen seiner Gerichtsordnung. Es empörte sie im Innersten, wie diese beiden Herren sprachen, wie sie ihr einfach nicht glaubten.

„Herr Richter, aber es ist doch wahr! Er verdient wirklich so viel."

Der Landgerichtsrat sah sie an.

„Das Verhör ist beendet. Sie haben hier nichts mehr auszusagen."

Jetzt zum erstenmal ging diesem Mädchen ein Gefühl der grausamen und gefühllosen Starren auf, mit der das Gericht nach Paragraphen und Indizien, nach althergebrachtem, eisernem Schema über Menschenschicksale abzuurteilen gezwungen ist.

Ein Gerichtsdiener trat ein.

„Der Untersuchungsgefangene Xaver Kernbacher ist in der Sprechzelle."

Noch einmal wandte sich der Richter an Josepha.

„Der Untersuchungsgefangene hat das Recht, in jedem Monat einmal für die Dauer von zehn Minuten einen Besuch zu empfangen."

Er drehte sich wieder um, und sie ging mit dem Wärter hinaus. Wieder lange Korridore, dann eine schwere, eiserne Tür, die hinter ihr wieder abgeschlossen wurde. Sie stand in einem mächtigen Treppenhause. Eiserne Galerien mit durchsichtigen Geländern gingen in fünf Stockwerken übereinander rings an den Wänden im Viereck herum. In der Mitte stieg die eiserne, auch durchsichtig gitterartig konstruierte Treppe bis ganz oben hinauf.

Im obersten Stockwerk, im Mittelpunkt des Ganzen, war ein gleichfalls von Gittern umgebenes Podest, in dem ein Beamter stand, der von hier aus alle Stockwerke, alle Galerien und Treppen übersehen konnte und eine Anzahl Klingelknöpfe für Alarmsignale neben sich hatte.

In langen Reihen befanden sich auf den Gängen Türen mit darübergemalten Nummern. Bisweilen gingen kleine Gruppen, immer zwei Männer in Sträflingstracht und neben ihnen ein Schließer, mit hallenden Schritten die Gänge entlang und trugen Wasser in die verschiedenen Zellen.

Das Ganze machte auf Josepha einen furchtbaren, niederschmetternden Eindruck, unwillkürlich trat sie leise auf den Zehenspitzen auf, um das Hallen ihrer Schritte auf den eisernen Treppen und Gängen zu dämpfen. Das Bewußtsein erfüllte sie mit Jammer, daß in diesem großen, totenstillen Hause hinter jeder dieser kleinen Türen ein gefangener Mensch saß, ein Mensch, der sich, mochte er getan haben, was er wollte, in die Freiheit hinaus sehnte, hinaus aus diesem Hause, das jede Hoffnung ertötete.

Der Schließer trat an eine Zellentür und steckte den Schlüssel in das Schloß.

Josepha hielt die linke Hand fest auf das Herz gepreßt, und mit der rechten hinderte sie den Beamten am Öffnen der Tür. „Warten's nur einen Moment, i bitt schön, i — i — muß mi halt erst sammeln, dös kommt alles so plötzlich über mi —."

Aber der Schließer achtete nicht auf Josephas Worte, sah nicht das aschgraue Gesicht des Mädchens, fühlte nicht die eiskalten, zitternden Finger, die seinen Rockärmel umklammerten. Mit einem harten Stoß öffnete er die Tür, und Josepha trat, hinter dem Mann verborgen, in die Zelle.

Zuerst konnte sie nichts erkennen, es flimmerte und schwamm vor ihren Augen, heiße Tränen liefen über ihre Wangen und verdunkelten alles um sie her. Sie versuchte, sie zu trocknen, aber immer wieder stürzten neue aus ihren Augen.

Durch die Worte des Wärters bekam Josepha ihre Besinnung wieder.

„So — gehns eini! In zehn Minuten ist die Sprechzeit um, und ich komme Sie wieder holen."

Damit verließ er den Raum, und die zwei Menschenkinder standen sich wortlos gegenüber.

Als der Beamte Xaver Kernbacher Besuch gemeldet hatte und ihn nach der Sprechzelle abholte, hatte dieser erstaunt aufgehorcht. Besuch? — Wer sollte ihn wohl besuchen? — In all den Wochen und Monaten hatte sich niemand um ihn gekümmert, auch von der Mutter hatte er in der ganzen Zeit nichts gehört. Und nun stand er der Josepha gegenüber seinem Mädel, — seiner Dirn — der Josepha —. Seine Knie zitterten, er mußte sich auf einen der Holzstühle setzen, um seine Kraftlosigkeit vor Josepha zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Nacht und Morgen.

Skizze von Heinz Oskar Wuttig.

Es gibt Tage in unserem Leben, da ist uns die Hölle näher als der Himmel. Nicht die großen Katastrophen sind es, die über uns hereinbrechen, sondern die kleinen, zuerst fast belanglos erscheinenden Stiche und Hiebe des Schicksals, gegen die wir ohnmächtig sind und die eine qualvolle Kette vom Morgen bis in die Nacht bilden. Man ballt die Hände in wilder Verzweiflung, man beißt die Zähne aufeinander — es hilft nichts, und dann läßt man sich treiben, trostlos, hilflos und hoffnungslos...

So ein Tag war über Paul hereingebrochen. Bis zum Mittag hatte er sich noch gegen die Widerwärtigkeiten gewehrt, die sich seinem armseligen Leben entgegenstellten. Hatte die Ablehnung seines Darlehnsantrages still entgegengenommen, war auch, als die Milchfrau für ihn nichts mehr anschrieb, ruhig wieder mit dem leeren Topf nach oben gegangen und hatte heldenhaft alle die ekelhaften Kleinigkeiten des Tages ertragen.

Als dann aber die Karte aus dem Krankenhaus kam, auf der ihm mitgeteilt wurde, daß es um Anna, seine Frau, schlecht, sehr schlecht stünde, war es aus. — Er wollte aufschreien, aber er fand nicht einmal dazu mehr die Kraft, ließ nur die Arme hängen und rettete dann sein Leben noch einmal in die Bewußtlosigkeit eines tiefen Schlafes.

Nach einigen Stunden wachte er wieder auf. Die Kälte im Zimmer überfiel ihn, daß er sich wie in Erwartung eines neuen Schlages duckte. Aber der blieb noch aus. Dann wärmte er sich einen dünnen Kaffee, saß noch lange am Fenster des dunklen Zimmers und sah hinaus in den Nebel, der die Straßen der Stadt mit einer dicken, flockigen Masse auffüllte.

Als es neun Uhr schlug, war es Zeit, zum Dienst zu gehen. Paul war Nachtchauffeur in dem Betrieb einer Groß-Garage.

„Sie müssen fahren, Paul", sagte der Chef. „Mann, nehmen Sie sich zusammen! Ich kann doch den Wagen Ihretwegen nicht aus dem Betrieb nehmen."

Dieser Antwort war Paul im voraus sicher gewesen. Er hatte den Chef gebeten, heute aussetzen zu dürfen, konnte sich aber jetzt zu keinen weiteren Einwendungen mehr aufraffen. Der Chef klopfte ihm noch auf die Schulter; da knöpfte Paul seine Lederjacke hoch, ließ den Motor anspringen, schnippte noch einmal müde wie zum Gruß mit den Fingern und fuhr los, in den Nebel und in das Gewirr der feuchten, glatten Straßen.

Es ist ein windiger Beruf, mit dem sich ein Nachtchauffeur sein Brot verdient. Kurz ist die Zeit, in der das Geschäft ein wenig blüht, lange dehnt sich dann die Nacht bis zum Morgen — ein paar kümmerlich erleuchtete Lokale als einzige Oasen in der Wüste der Verlassenheit, in der Öde der leeren Straßen.

Für Paul aber, über dem ein schweres Schicksal hing und herabzustürzen drohte, hatte diese Nacht keine Schrecken mehr. Wie in einer Wolke von Benommenheit fuhr er durch den Nebel, hörte dumpf das Pochen des Motors wie die Schläge seines Herzens und dachte an Anna.

Um halb zwölf hatte Paul erst seinen dritten Fahrgast. Wieder war es nur eine kurze Strecke. Als der Herr ausstieg und zahlte, machte das Fahrgeld gerade die Summe aus, die er an Kleingeld in der Tasche trug. Einen kurzen Augenblick schien der Herr noch an ein Trinkgeld zu denken, faßte in die Rocktasche und zog eine Mark heraus, dann überlegte er es sich wieder, wünschte nur Gute Nacht und ging davon..

Paul fuhr wieder los. Erst einige Minuten später kam ihm die Sache mit der Mark zum Bewußtsein. Es war eine Kleinigkeit nur, gewiß, und er gehörte bestimmt nicht zu den Trinkgeldjägern seiner Zunft. Aber war das nicht wieder so ein Hieb? Eine Mark galt viel oder wenig! Das war eben auch so einer der verfluchten Knochen, die ihm das Schicksal hinhielt und dann wie immer wieder wegzog... Und plötzlich überkam Paul eine blödsinnige Wut. Er konnte es nicht mehr ertragen, das Leben, sich selbst und das Unglück, das sich in ihn festgebissen hatte und das ihn nicht mehr losließ. Mit aller Gewalt trat er auf den Gashebel. Der Wagen schoß über den großen Platz. Paul fuhr auf der falschen Seite. Er wußte es ganz genau. Aber einmal wollte er etwas Verkehrtes tun, vielleicht ließ sich das Schicksal einschüchtern, wenn man es herausforderte.

Aber nein, wieder schlug es zu! — Eine tiefe Stimme brüllte Paul aus dem Dunkel an, unbewußt trat er die Bremse, hörte wie durch einen Schleier die knarrende Stimme des Polizisten und kam erst wieder zu sich, als ihm der Zettel in den Schlag gereicht wurde: das Mandat über fünf Mark Strafe wegen vorschriftswidrigen Fahrens.

Ganz langsam ruckelte Paul wieder los. Jetzt war er erledigt. Ausgebrannt, ausgehöhlt kam er sich vor. Ein schlechter Geschmack stand auf seiner Zunge. Die Dunkelheit, die Nacht und die Einsamkeit stürzten über ihm zusammen. Nichts besaß er mehr, um sich wehren zu können. Nur das heiße Gefühl der Sehnsucht nach einem Menschen beherrschte ihn. Einem Menschen, der ihn erlösen, der ihm helfen konnte aus der Qual.

Da fiel ihm Karl ein, sein bester Freund.

Noch einmal beschleunigte er das Tempo, da tauchte die Ecke auf, der Standplatz der Nachtchauffeure. Eine einzige Taxe hielt dort. An einem Baum stand der lange Karl.

„Paul, Mensch, was ist denn los?" — Paul konnte nicht reden. In den Arm vergraben, lag sein Kopf auf der Tür des Schlags. Er sah nicht auf. Aber da geschah es, daß der lange Karl nichts weiter fragte, nur still zu ihm trat, ihm die Mütze vom Kopf nahm und ihm mit einer Zartheit, die man diesem Riesen gar nicht zutraute, über das Haar strich. „Komm, Paul, komm mal raus zu mir!"

Dann standen sie an dem Baum an der windigen Ecke. Beide waren große, erwachsene Männer, aber jetzt hielten sie sich wie Kinder an den Händen. „Ist es denn so schlimm, Paul?"

„Ich kann nicht mehr. Hat ja auch alles keinen Zweck, Karl. Anna geht es schlecht. Mir haut alles daneben. Hab' keine Lust mehr!"

Wieder kam die tiefe Stimme des Freundes: „Paul, alter Junge, du mußt Geduld haben. Es ist schwer, ich weiß, wir alle haben es schwer. Ist schon eine Mordssache mit dem Leben und dem Durchbeißen. Aber man muß dagegen angehen. Mußt nur stillhalten, Paul, dann pfeift's vorbei und haut neben dir ein. Paul..."

Aber plötzlich brachen in dem Jüngeren wieder alle Demütigungen, alle Härten auf. Bitterkeit schäumte über in ihm. Er riß sich los von Karl, fast schrie er ihn an. „Ich habe keine Lust mehr, verstehst du das denn nicht!" Und wieder näher herantretend: „Ist ja alles Quatsch, Karl! Ich mache Schluß. Du, ich schwöre dir, ich mache Schluß. Heute noch. Achtzig Sachen drauf und dann gegen die Mauer!"

Eine wilde Entschlossenheit trat in sein Gesicht. Schon saß er wieder auf seinem Sitz, der Motor brummte. Da öffnete sich plötzlich die nächste Haustür, zwei junge Leute, ein Mädchen und ein Mann, gingen auf Pauls Wagen zu, der Mann nannte das Ziel, dann klappte der Schlag zu...

Karl stand noch immer starr unter dem Baum. Auf einmal begriff er, daß er jetzt dazu bestimmt war, hier handeln zu müssen. „Paul!" schrie er. War im Sprung an dessen Wagen, sah in Pauls Gesicht, in die Augen, die schon sehr entfernt von diesem Leben waren. „Paul!" schrie er noch einmal. Dann aber packte er ihn mit einem einzigen Griff, riß ihn vom Sitz herunter auf die Straße, stand riesengroß vor ihm, holte weit aus, und dann knallte er eine furchtbare Ohrfeige in das verstörte Gesicht.

Die Fahrgäste schrien auf und sprangen aus dem Wagen. Paul aber stand kerzengerade, faßte sich an den Kopf, schien plötzlich aus einem schweren, bösen Traum zu erwachen, ein Lächeln strahlte über sein Gesicht, dann nahmen ihn die Arme des Freundes auf...

So zerriß der lange Karl mit der Kraft einer Ohrfeige das unheilvolle Netz, das ein Verhängnis um seinen Freund Paul gelegt hatte, und rettete das Leben von drei Menschen... Das ist ja das Geheimnis um die große Kunst, ein Leben zu führen, — wohl Hiebe kalten Blutes ruhig zu ertragen, aber zur rechten Zeit dem Schicksal in die Parade zu stoßen, selbst den Schlag zu führen und ihm mit dem Gleichmut des Siegers den Degen zu kappen.

Der Kahn.

Skizze von Rudolf Naujok-Memel.

Einige Monate nach der Hochzeit überkam Anne eine seltsame Unrast. Sie stand am Fenster und hörte ihren Mann in der Schmiede den Blasebalg ziehen. Das Zischen des Feuers, das Klingen der Hämmer drang deutlich bis in ihre kleine Küche. Mit dem guten und starken Manne konnte man wohl glücklich sein. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie es nun nicht war.

Der Garten vor dem Fenster lockte sie nicht. Auch nicht die paar Morgen Land draußen. Alles, was ihr hier und dort wuchs und entgegenblühte, griff nicht an ihr Herz. Es war ihr gleichgültig, gänzlich beziehungslos zu ihrem eigenen Leben.

Ja, ihr Leben! Sie brauchte nur die Augen zu schließen, dann war es da. Es war, als ob die Erde unter ihr sanft und behutsam davonzog, in eine weite, lockende Ferne.

So war ihr Leben auf dem großen väterlichen Kahn gewesen. Auf dem massig breiten Holzboydack, der träge den Memelstrom, den Pregel und das Kurische Haff hinauf- und hinunterzog, immer mit einer wunderbaren stolzen Ruhe und sicheren Behaglichkeit. In der Kajüte, hinter den Fenstern mit den schmalen Mullgardinen, wurde sie geboren. Dann spielte sie zu Vaters Füßen, während er am großen Steuer saß, seine Pfeife rauchte und stets in die weite Ferne schaute, als ginge die Nähe ihn gar nichts an. Diesen seltsamen Blick in die Weite hatte er immer an sich. Oder sie saß vor Mutters bauschigem Rock, die Kartoffeln schälte oder Kaffee trank und strickte. Der Pudel lag indessen an der geteerten Schiffswand, die alle Sonnenwärme in sich aufsog und zurückstrahlte. Und die Ufer, die seltsam grünen Ufer, und das blaue Wasser und die weißen Wolken oben in tausendfältigen Formen — alles war in flutendem Gleiten. Wohin? Anne wußte es nicht. Aber, daß es niemals anders werden durfte, das wußte sie.

Und dann die Städte, die niemals Heimat, immer nur Ereignis waren. Niemals gehörte man zu ihrem Steinmeer wie ein Gefangener, sondern lag nur an ihren Ufern, stets Gast, stets bereit zum Weiterziehen. Die runden, weißen Schälhölzer klapperten beim Ausladen mit einem bestimmten, unvergeßlichen Klang. Die Leute, die man oft wiedersah, von denen man jeden von klein auf kannte, machten ihre Späße. Kähne mit Gemüse und Heu lagen da, große und kleine Dampfer, Loren rasselten, Hebekräne kreischten, ein Bild emsiger, rühriger Lebensfreude. Und des Abends — ob im Memeler Festungsgraben, vor der Tilsiter Luisenbrücke oder den altersgrauen Königsberger Speichern — glühten überall die Lichter auf, die sich funkelnd im dunklen Wasser spiegelten. Ein fernes Brausen kam aus der Stadt, und von einem Kahn irgendwo der Klang einer Handharmonika — — —

Anne steht noch immer am Fenster, tief in Heimweh versunken. Es ist ihr, als ob sie von innen heraus verbrenne. Ihre Schultern beben. Sie streichelt das Glas und legt ihre Stirn an die kalte Glätte. Wohin, Anne? Fort? Das Wasser lockt, der große Strom ruft, die Wolken, die grünen Ufer, die Lichter der Städte — — —

Draußen aber liegt ein Stück Land, ihr Land! Unbeweglich, heute und morgen, stets mit demselben Gesicht. Tot und starr von Ewigkeit an. Nichts gleitet, nichts ruft, nichts lockt. Und die Menschen sind wie dieses Land, schwer, mürrisch, verhalten, unfähig, auch nur für eine Minute aus dem täglichen Gang der Gewohnheit herauszuspringen. Auch ihr Mann. Sie haßt dieses Land, sie haßt diese Menschen.

Kling., kling, kling! rufen die Hämmer aus der Schmiede und dann ist es still. Sie denkt daran, wie ihr Mann zum erstenmal auf den großen Kahn kam, um die Eisenbeschläge an dem Steuer zu machen. Zwei Tage sah sie seinen starken und flinken Händen zu. Des Abends stand er dann am Ufer. Sie kam zu ihm heraus und sie setzten sich ins Gras. Später war er noch oft da, immer, wenn der Kahn einmal durchzog. Sie lachten und spielten und sangen in der Kajüte. Er hatte eine schöne Stimme — — —

Das Klingen in der Schmiede hat aufgehört. Anne steht noch immer am Fenster, trotzig, elend, mit der ganzen Welt zerfallen. Plötzlich hört sie Schritte hinter sich. „Anne!" Sie wendet sich nicht um. „Anne!" Es klingt drohend und herausfordernd. Im nächsten Augenblick ist es ihr, als ob der Tisch in tausend Stücke gehen würde, so hart greifen die Fäuste ihres Mannes in die Eichenplatte. Entsetzt reißt sie sich herum und sieht in ein vor Wut und Leid verzerrtes Gesicht. Wie Feuer sind seine Augen. Oder ist es der Glutschein aus der Schmiede, der durch die geöffnete Tür so grell in die Stube fällt? Sie will aufschreien.

Da läßt der Mann den Tisch sinken, den sie schon zerschmettert sah. Die Arme hängen ihm schlaff herab, er atmet hörbar. Dann streicht er sich den Schweiß von der Stirn und sagt stöhnend: „Anne, wir kaufen uns einen Kahn!"

Mit einem Schrei hängt sie an seinem Halse. Ein ungeheures Glück durchströmt sie. Der Strom rauscht in ihren Ohren, die Lichter der Städte strahlen, es ist wie im Traum. Sie fährt dem Manne mit der Hand durch das volle Haar, er hat den Kopf tief auf ihre Schulter gesenkt.

Eine Weile später, wie sie zum Abendbrot deckt, geht er schon ruhig im Garten auf und ab. Sie tritt ans Fenster und sieht, wie er verloren vor jeder Blume stehen bleibt, hier etwas Erde auflockert, dort Unkraut jätet. Dann holt er sich die Pfeife aus der Tasche und steckt sie an.

Sie fühlt plötzlich, wie er an dieser Erde hängt. Fast zwei Jahrhunderte wuchs sein Geschlecht auf diesem Hof, der so klein und eng war und doch für alle genug hatte. Nun will er Hof und Beruf verlassen — um ihretwillen. Ein großer Stolz steigt in ihr auf und macht sie stark. Wenn hier schon geopfert werden muß, dann ist es vielleicht richtiger, sie opfert. Ein Schütteln geht durch ihren Körper. Das ist das Kind, das bald da sein wird, der künftige Hoferbe.

Sie holt den Mann zum Abendessen. Er erschrickt fast, so abwesend hat er vor sich hin gestarrt.

„Wirst du nun alles verkaufen?" fragt sie ihn.

„Ja", sagt er sehr ernst. „Wer weiß, ob das noch reicht! Was zahlt man denn heutzutage schon?"

Die Augen werden ihr naß und eine große Schwere fällt langsam von ihr ab. Der Hals ist ihr wie zugeschnürt. „Ich will ja gar nicht mehr auf den Kahn!" preßt sie stoßweise heraus. Er versteht sie nicht. „Ich bleibe — bleibe hier — bei dir!" wiederholt sie und sucht nach seiner Hand.

Jetzt erst huscht ein heller Glanz über sein Gesicht. „Anne", sagt er, noch unsicher, noch ungläubig, als wollte er fragen: „Wirst du es denn auch zwingen, nicht nur heute, sondern auch für immer?" — — —

Sie weiß, daß sie es zwingen wird. Wie sie alles von der Seele hat, ist ein Wunder um sie geschehen. Die Blumen im Garten neigen sich ihr zu, ihr Blühen greift an ihr Herz. Alles wird traulich und heimatlich, sogar der alte Lattenzaun bekommt einen warmen Schimmer. Hof und Haus atmen Frieden und beglückende Geborgenheit. Sie spürt den Segen der Erde, der ihr entgegenstrahlt. Und bald, denkt sie, wird ihr Kind hier spielen — — —

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.